

Nr. 34. Posen, den 25. August. 1895.

Ralph und Sibylla.

Erzählung von Brander Matthews.

Deutsch von A. Hensel.

Die Avenue de l'Opéra in Paris, die nach dem Willen Napoleons III. von dem Präfekten Haußmann angelegt, aber nicht fertig wurde, nachdem der Kaiser wie der Präfekt für immer ihre Machtstellung verloren hatten, ist jetzt eine Hauptverkehrsader der Finanz- und Modewelt. Auf der rechten Seite dieser Straße, wenn man sie von der Comédie de Française nach der großen Oper durchwandert, nicht weit von der Rue de la Paix, liegt das Café de Paris.

In einem gesonderten Zimmer dieses Restaurants saßen an einem Mittag zu Anfang des Juni drei Amerikaner, die eben im Begriff waren, ihre Mahlzeit zu halten. Sie hatten bereits die französische Sitte angenommen, den Vormittag über mit einem Brötchen und einer Tasse Kaffee auszukommen, sodaß sie um die Mittagszeit einen kräftigen Appetit spürten. Die niedrige Decke des im Entresol liegenden Zimmers ließ den Raum kleiner erscheinen, als er in Wirklichkeit war; es war reichlich Platz genug für ein viertes Mitglied der Gesellschaft vorhanden, das man erwartete. Die Melone befand sich bereits auf dem Tische, die Seezunge à la Mornay — eine Spezialität des Café de Paris, — war bestellt, und noch immer ließ sich Dr. Cheever nicht blicken.

Lorenz Laughton saß am Fenster gegenüber Frau Rudolf Vernon. „Hoffentlich sind Sie nicht sehr hungrig?" meinte er.

„Oh doch," entgegnete sie; „ich vergehe vor Hunger."

„Ich auch," setzte ihr Gatte hinzu.

„Ihre Gefühle sind tadelnswerth", gab Laughton lachend zurück. „Als Dame hat Frau Vernon kein Recht, Appetit zu empfinden, und Herr Vernon sollte als Dichter die materiellen Genüsse der Tafel verachten."

„Eine schöne Idee!" rief Frau Vernon. „Als ob die Damen von der Luft leben könnten! Wahrhaftig, Onkel Larry, ich bin so hungrig, daß ich Sie anbeißen könnte."

Laughton erhob sich richtig und brachte den Tisch zwischen sich und die junge Dame. Diese Bewegung aber brachte ihn dicht neben ihren Gatten, der sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ.

„Hören Sie, Laughton", begann er, „Dichter sein ist ja ganz nett, aber daneben bin ich auch ein praktischer Mensch und als solcher bin ich dem Verhungern nahe."

„Gut," meinte Onkel Larry, „dann wird Ihnen die Seezunge à la Mornay um so besser munden. Wenn sie so gut ist wie im vorigen Jahre, so ist sie ein Gedicht und werth, in Versen verewigt zu werden."

„Wo nur der Bruder bleibt!" warf Frau Vernon ein.

„Uebrigens, liebes Kind," wandte sich ihr Gatte an sie; „hast Du ihn auch wirklich hierher bestellt?"

„Natürlich," entgegnete sie. „Er ging zu seinem Bankier, um die eingelaufenen Briefe abzuholen, später ließ er sagen daß er ein Geschäft zu besorgen habe und nicht mit uns den Salon besuchen könne. Durch den Boten ließ ich ihm bestellen, daß wir ihn um ein Uhr hier zum Frühstück erwarten würden."

„Und jetzt ist es fast halb zwei," murrte Vernon, indem er nach der Uhr sah.

„Ich denke, wir warten nicht länger," rief die Dame. „Du weißt, Rudolf, daß das lange Hungern Dir nicht bekommt."

„Ja, ja," bemerkte Onkel Larry, „ich muß gestehen, daß ich die stumme Tischglocke des Hungers schon vor geraumer Zeit vernommen habe."

„Die stumme Tischglocke des Hungers?" wiederholte der Dichter gedankenvoll. „Ein hübsches Bild, aber leider nicht gut zu verwenden — höchstens im komischen Gedicht".

„Ich denke, die Bilder im Salon müssen für Sie sehr schätzenswerth sein," sprach Onkel Larry dagegen. „Uebrigens ist es schade daß der Doktor nicht mit gewesen ist. Einzelne Bilder wären für ihn sehr interessant gewesen — als anatomische Studien."

„Sie waren in der That recht undelikat," bemerkte Frau Vernon.

„Aber mich regten sie an," setzte ihr Gatte hinzu. „Ich habe gleich zwei prächtige Sonette entworfen "

Hier wurde er unterbrochen, denn Dr. Cheever trat ein.

„Ich hoffe, daß Ihr nicht auf mich gewartet habt," begann er mit angenehm klingender, sonorer Stimme.

„Das haben wir allerdings," rief seine Schwester. „Wo warst Du so lange?"

„Ich wurde ganz unerwarteter Weise abgerufen," entgegnete er ruhig, „und der Fall erwies sich bedenklicher, als ich angenommen hatte." In seinem Wesen lag etwas, das seine Schwester von weiteren Fragen abhielt.

„Nun sind Sie aber hier," warf Onkel Larry ein, „und wir können mit unserem Gabelfrühstück beginnen, wie die Franzosen es nennen."

„Hältst Du Melone für gesund zum Anfang?" fragte Vernon.

„Warum nicht?" versetzte der Doktor. „Die Franzosen essen sie und sie leiden nicht so an Verdauungsschwäche wie wir."

„Die Franzosen essen auch nicht unsere Pasteten!" meinte Onkel Larry lakonisch.

„Mich befremdet es," bemerkte der Doktor, als der Kellner die Seezunge auftrug, „daß noch Niemand den Versuch gemacht

hat, den „Hamlet" mit der Vermuthung zu erklären, daß der junge Prinz an akuter chronischer Verdauungsschwäche leide."

„Apropos, Onkel Larry," fragte Frau Vernon, „Sie haben mir noch nicht erzählt, wie Ihnen gestern der „Hamlet" in der Oper gefallen hat."

„Nun," versetzte der Gefragte, „ein Hamlet, der Franzose ist und singt, ist das non plus ultra von Lächerlichkeit. Aber das Stück an sich ist so grandios, daß selbst französischer Gesang es nicht zu verderben vermag."

„Der Aufbau des letzten Aktes ist sehr schwächlich," war die kritische Bemerkung des berufsmäßigen Dichters.

„Sehr gewaltsam, meinst Du," bemerkte seine Frau.

„In der Kunst ist es gleichbedeutend mit Schwäche. Und der 5. Akt des „Hamlet" ist das Aergste, was man sich an turbulentem Wirrwarr denken kann."

Onkel Larry und Dr. Cheever sahen sich an, als Vernon fortfuhr:

„Ich leugne nicht, daß es ein bedeutendes Drama ist, voll tiefer Philosophie. In der That, nirgends ist der „Weltschmerz" mehr zur Geltung gebracht worden als im „Hamlet"; aber abgesehen davon ist der Bau des letzten Aktes durchaus unkünstlerisch."

„Die Idee, Ophelia singen zu lassen, während sie den Fluß hinabtreibt, ist absurd," bemerkte Frau Vernon, um ihrem Gatten beizustehen, und dachte dabei mehr an die Oper von Ambroise Thomas als an die Tragödie von Shakespeare.

„Man spricht so viel über Shakespeares Bedeutung," fuhr Rudolf Vernon fort; „allerdings war er groß, aber was hatte er auch für Chancen! Er lebte zu einer Zeit, als bei Mann und Weib noch Leidenschaft zu finden und der gesammte Wortschatz der Sprache noch nicht völlig erschöpft war."

„Ich möchte wissen," fuhr Rudolf Vernon fort, „was Shakespeare jetzt thun würde, wo Männer und Frauen Milch statt Blut in den Adern haben und fast alle schönen Ausdrücke abgenutzt sind!"

„Du kannst Dir also einen modernen Hamlet nicht denken?" fragte der Doktor.

„Nein, und auch keine moderne Ophelia. Heutzutage wird aus solchen Gründen keine Frau wahnsinnig und geht ins Wasser. Wenn Hamlet sie verläßt, heirathet sie Rosenkranz oder Güldenstern oder noch besser den jungen Fortinbras."

„O Rudolf, wie kannst Du so ungerecht sein!" widersprach seine Frau. „Ich bin überzeugt, daß die Frauen noch mit ebenso viel Leidenschaft und Opferfreudigkeit lieben wie je. Sieh, in Mad. Parliers Institut für junge Damen kannte ich ein paar Mädchen, die fähig gewesen wären, wie Julia zu lieben und zu sterben!"

„Du hast Glück mit Deinen Bekanntschaften," versetzte ihr Gatte, „viel mehr als ich, denn ich kenne keinen Romeo."

„Die Männer lieben heute verständiger," meinte Dr. Cheever.

„Allerdings, sie besitzen mehr Verstand und darum weniger Leidenschaft und sind deshalb in der Tragödie weniger verwendbar. Shakespeare hatte es darin besser und wir modernen Dichter werden ihm darum nie gleichkommen."

„Mir ist Liebesleid immer interessant und es gefällt mir gar nicht, daß man behauptet, es gäbe heute keine Romeos," sagte Frau Vernon. „Das nimmt dem Leben alle Romantik."

„Es giebt auch im Leben keine Romantik mehr," nahm ihr Gatte wieder das Wort, „das ist es ja eben. Wir haben gar keine Hamlets, keine Ophelias, keine Julias — besonders keine Romeos mehr und können es auch nicht."

Onkel Larry lachte und sagte:

„Sie meinen, ein moderner Liebhaber würde wahrscheinlich eher Pepsin-Pillen nehmen, als ein tödtliches Gift?"

„Ganz gewiß," war die Entgegnung des Dichters. „Man denkt heute mehr an seinen Magen als an sein Herz und ich möchte wissen, wo in der Indigestion etwas Poetisches steckt!"

„Das weiß ich auch nicht," versetzte Onkel Larry, und das Lächeln schwand von seinen Zügen. „Ich glaube aber an Liebesleid selbst im neunzehnten Jahrhundert. Ich habe einen Mann mit einer Leidenschaft lieben sehen, die derjenigen Romeos nichts nachgab, und der ein ebenso tragisches Ende hatte."

„Dann ist der Mann zur Unzeit auf die Welt gekommen," ließ Vernon sich vernehmen.

„Das mag sein," versetzte Onkel Larry. „Er war zu Sorgen geboren und besaß doch das glücklichste Naturell und ein Herz, wie ich es selten gekannt habe."

„Ist er todt?" fragte Frau Vernon voll Theilnahme. „Wann starb er?"

„Es ist fast zwei Jahre her, seit ich an einem Sommernachmittage die Nachricht von seinem plötzlichen Tode las. Zwei Jahre, und doch habe ich heute den ganzen Tag über den Gedanken an ihn nicht los werden können. Wahrscheinlich, weil ich seinen letzten Brief an mich gestern in meiner Briefmappe gefunden und noch einmal gelesen habe. Darum steht er mir heute überall vor Augen mit seinem hübschen bleichen Gesicht und den lebhaften dunkeln Augen. Er besaß die Seelengröße, die für den echten Helden der Tragödie erforderlich ist."

„Aber es giebt heute keine Tragödie, ebenso wie keine Komödie," beharrte Rudolf Vernon. „An Stelle dessen haben wir nur la tragédie bourgeoise und la comédie larmoyante."

„Sie werden so nicht denken, wenn Sie seine Geschichte kannten — die Geschichte seines Herzens und warum es brach," entgegnete Laughton. „Mir erscheint es so tragisch, wie selten etwas anderes."

„Das bezweifle ich nicht," gab Vernon hastig zurück. „Die Geschichte von dem gebrochenen Herzen Ihres Freundes mag so tragisch sein wie selten etwas anderes — was geschehen; aber im wirklichen Leben geschieht wenig oder nichts, was künstlerisch zu verwerthen wäre."

„Das ist Balzacsche Theorie," bemerkte der Doktor.

„Sie entsinnen sich wohl, daß einer der französischen Maler, Boucher oder Watteau war es, darüber klagt, daß die Natur ihn überflügle."

„Ob Balzac oder Boucher, jedenfalls ist die Theorie richtig," eiferte der Poet. „Im wirklichen Leben haben wir nur das rohe Material; es ist hart und spröde und hat weder Anfang noch Ende, im künstlerischen Sinne meine ich. Ihm fehlt alle Symmetrie und Proportion. Und wie das moderne Leben uns am nächsten liegt, ist es am wenigsten künstlerisch und am unvollendetsten."

„Erzählen Sie Ihre Geschichte, Herr Laughton, und widerlegen Sie ihn auf der Stelle," rief der Doktor.

„Ja, erzählen Sie, Onkel Larry," setzte Frau Vernon hinzu; „und wenn es wirklich etwas Tragisches ist, kann es Rudolf vielleicht zu einem Gedichte verwerthen."

„Ich lasse mich natürlich gern überzeugen," lenkte Vernon ein, „und ich möchte gern Ihres Freundes Geschichte hören, allein ich glaube nicht, daß sie ein abgerundetes Ganze bildet. Wie gesagt, im menschlichen Leben finden wir von folgerichtiger Nothwendigkeit nur Fragmente und der Querschnitt eines Fragmentes ist keine Kunst."

Lorenz Laughton zögerte einen Augenblick. Der Kellner brachte den Kaffee und die Herren zündeten sich eine Cigarre an.

„Es erscheint mir wie ein Frevel gegen den Todten, daß ich Ralph de Witts Geschichte erzählen soll, um damit etwas zu beweisen," begann Laughton und that einen kräftigen Zug aus seiner Cigarre. „Aber das Erzählen wird meinen Geist frei machen und es giebt mir Gelegenheit, Gutes von ihm zu reden. Er war der Sohn eines alten Freundes, der mir in meiner Jugend viel Gutes erwiesen hatte und ich versuchte dem Sohne den Dank zu entrichten, den ich dem Vater schuldig war. Die Mutter war bei der Geburt gestorben und da er das einzige Kind war, fand er bei dem Vater das doppelte Maß Liebe, für Vater und Mutter zugleich. Als er erst sieben Jahre alt, wurde die Schlacht bei Gettysburg geschlagen und Oberstlieutenant de Witt übernahm das Kommando unseres Regiments, nachdem Oberst Delancey Jones am ersten Tage der Schlacht gefallen war. Als wir vordrangen, um den Angriff Picketts zurückzuweisen, stürzte de Witt, tödtlich verwundet, vom Pferde. Wie ich mich über ihn beugte, flüsterte er mir zu: „Sorge für Ralph." Der Knabe war sein letzter Gedanke und jenes seine letzten Worte. In seinem Testament hatte er mich zum Vormunde des Knaben ernannt, und ich glaube, daß wohl selten Vormund und Mündel so gut zu einander gestanden haben, wie Ralph und ich. Es war ein fröhlicher Knabe, kräftig, gesund, männlich — ein rechter Junge, wie er ein rechter Mann werden sollte. Das Andenken seines Vaters hielt er in Ehren und im Andenken an des Vaters Tod wollte er Soldat werden. Bei dem Examen errang er eine Stelle im Kadettenhause zu West-Point. Vier Jahre arbeitete er dort mit regem Eifer, bestand

als Erster die Prüfung und kam als Sekondelieutenant zu den Ingenieuren. Neben dem Enthusiasmus für den Beruf des Soldaten erfüllte ihn ein Wissensdurst, den zu befriedigen er bei den Ingenieuren am ehesten Gelegenheit hatte. Er war ein glückliches Kind gewesen, vier glückliche Jahre hatte er in West-Point zugebracht und mit den glücklichsten Aussichten lag das Leben vor ihm."

Als Laughton innehielt, um die verloschene Cigarre wieder anzuzünden, warf Frau Vernon ein: „Ei, Sie sagten doch, daß es eine Tragödie sei, und es beginnt wie ein Lustspiel. Fast höre ich Hochzeitsglocken in der Ferne."

„Wo ist die Heroine Ihres Trauerspiels?" fragte Vernon.

„Geduld," versetzte Onkel Larry und that einen Zug, „die Heroine ist gleich bei der Hand."

„Das freut mich," bemerkte Frau Vernon, die ein Stück Zucker in ihrem Theelöffel auflöste. „Ich mag nicht Geschichten, in denen nur Männer vorkommen, es müssen auch Frauen dabei sein."

„Ich fürchte, diese Frau wird Ihnen nicht gefallen," antwortete Laughton.

„Warum, war sie häßlich?" fragte die Dame.

„Nein, sie war nahezu das schönste Weib, das ich kenne; und ich habe auch gehört, daß Sie sie schön genannt haben."

„Ei, Onkel Larry, habe ich sie denn gesehen?" forschte Frau Vernon eifrig. „Wann war es und wo?"

„Sie haben sie gesehen, kennen sie aber nicht," versetzte Laughton.

„Oh, wie geheimnißvoll! Aber nun fahren Sie fort und erzählen Sie, wo Ihr Freund ihr begegnete und was sonst noch geschah." Und Frau Vernon führte den Theelöffel zu den Lippen und lehnte sich auf den Divan zurück, welcher längs der Wand lief.

„Ralph de Witt nahm in der zweiten Hälfte des Sommers 1881 Urlaub, um den Osten zu besuchen. Bekannte von ihm wollten nach dem Mount Desert und er schloß sich ihnen an. Nach einer Woche reisten seine Freunde wieder ab, aber er blieb noch. Die Herzogin von Washington — Squire — Sie kennen natürlich Frau Martin?" Und Laughton wartete auf Antwort.

„Selbstverständlich," lachte Frau Vernon. „Die Herzogin kennt jeder."

„Dann wissen Sie auch, daß Sie eine enragirte Heirathsstifterin ist?"

„Allerdings! Sie hat mir ja meinen Rudolf zugeführt. Die gute alte Seele!" entgegnete Frau Vernon.

„Nun," fuhr Onkel Larry fort, dann werden Sie nicht überrascht sein, wenn Sie erfahren, daß sie Ralph de Witt, sobald er angekommen war, in Beschlag nahm und ihn unverweilt dem schönsten Mädchen in Mount Desert vorstellte."

„Wie hieß sie?" fragte die Dame ganz unschuldig.

„Sibylla."

„Sibylla? Das nützt mir nichts. Ich habe von einer Sibylla nie etwas gehört. Du vielleicht?" Mit dieser Frage wandte sich Frau Vernon an ihren Bruder.

„Ich habe eine Dame dieses Namens kennen gelernt — ganz kürzlich", entgegnete der Doktor.

„Wie sah sie aus?" forschte der Dichter.

„Ich verstehe mich nicht besonders darauf, weibliche Reize zu beschreiben; aber ich will's versuchen. Sie war blond mit dunklen Augen. Das Gesicht war vom reinsten griechischen Schnitt; Hals und Arme würdig der Hand eines Phidias oder Praxiteles und bei all ihrer Schönheit hatte sie auch etwas Statuenhaftes, was den Vergleich mehr richtig als höflich erscheinen ließ. In der That war sie ein Weib, deren Aussehen man nicht loben konnte, denn ihre Schönheit war so groß, daß alles Lob fade und nichtssagend erschien. Jemand sagte einmal von ihr, daß sie wie eine Göttin schreite und gleich einem Engel tanze."

„Und wo kam dieses Muster von Vollkommenheit her?" fragte Frau Vernon ohne alle Begeisterung.

„Aus einer kleinen Stadt im Staate New-York, ihre Eltern waren arm, hatten es aber doch möglich gemacht, sie in eine fashionable Schule in New-York zu schicken. In der Stadt hatte sie reiche Verwandte und eine wohlhabende Tante hatte sie nach Mount Desert mitgenommen."

„Und Ihr Freund Ralph de Witt war der Pygmalion, welcher dieser kalten Schönheit Leben einzuflößen suchte?" war die Frage des Dichters.

„Ja," antwortete Onkel Larry, „er verliebte sich auf den ersten Blick, und ihm war die Liebe nicht Vergnügen oder Zeitvertreib, sondern eine Leidenschaft, die bis zum Tode währte. Nach drei kurzen Wochen des Zusammenseins mit ihr mußte Ralph wieder auf seinen Posten zurück. Er ließ sie zurück, von zahlreichen Bewunderern umschwärmt, und hatte keine Gelegenheit gehabt, ihr seine Liebe zu gestehen. Ihr galt seine Freundschaft nicht mehr als ein vorübergehendes Ergötzen, bei ihm handelte es sich dabei um Leben und Tod. Er kehrte an seine Arbeit zurück in dem Glauben, daß er ihr gleichgiltig sei, und mühte sich ab, sie zu vergessen oder wenigstens zu verzichten.

(Fortsetzung folgt.)

Gut getroffen.

Eine Marinegeschichte aus dem Kriege 1870/71 von Christian Benkard.

Das in Westindien stationirte deutsche Kanonenboot erster Klasse „Meteor" erhielt am 20. August 1870 in Puerto Cabello die Nachricht von dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges und gleichzeitig den Befehl, Anschluß an ein anderes in der Nähe befindliches Kriegsschiff zu suchen oder ungesäumt einen gesunden neutralen Hafen anzulaufen. Das erstere war nicht thunlich, weil man den Aufenthaltsort der an der brasilianischen Küste kreuzenden Korvette „Medusa" nicht kannte, und so entschloß sich Kapitän-Lieutenant Knorr — jetziger Vice-Admiral — in Havanna den Verlauf des Krieges abzuwarten. Er ging, um den zahlreichen französischen Kreuzern zu entgehen, mit dem „Meteor" bei Nacht und Nebel in See und kam am 1. September auf der Rhede von Havanna an.

Hier waren bereits die ersten deutschen Siegesberichte eingetroffen, welche bei Deutschen und Spaniern begeisterte Aufnahme fanden. Der deutsche Klub veranstaltete eine Siegesfeier, zu der die Besatzung des „Meteor" geladen war; überall wurde von den Waffenthaten bei Weißenburg, Wörth und Gravelotte gesprochen, ja sogar die Neger interessirten sich für den Riesenkampf jenseits des Oceans. Nur die Franzosen verhielten sich selbstredend ruhig und nährten im Stillen ihren Groll gegen den siegreichen Gegner. Hätten sie ihm nur zu Leibe gehen dürfen; der in der Nähe des „Meteor" ankernde französische Aviso war doppelt so stark als das Kanonenboot, welches nur durch die Neutralität des Hafens vor einem Angriff geschützt war. Die beiderseitigen Kommandanten vermieden es ängstlich, ihre Leute am gleichen Tage zu beurlauben, denn es war vorauszusehen, daß es blutige Köpfe geben würde, sobald die feindlichen Matrosen mit einander in Berührung kamen. Diese beschränkten sich vorläufig darauf, sich gegenseitig die Fäuste zu zeigen oder ihren Gefühlen auf eine andere unzweideutige Art Ausdruck zu geben. Uebte der „Meteor" Generalmarsch, so machte sich auch der französische Aviso gefechtsklar, um zu zeigen, daß er bereit sei, und wenn die Franzosen in den Freistunden patriotische Lieder sangen, so antworteten die Deutschen pflichtschuldigst mit der „Wacht am Rhein."

So verging Woche um Woche. Napoleon war gefangen, der eiserne Ring, den die deutsche Armee um Paris zog, wurde enger und enger, und die Erbitterung wuchs auf den beiden im Hafen von Havanna liegenden Kriegsschiffen von Tag zu Tag, bis sich auf dem „Meteor" das Gerücht verbreitete, der Kommandant des „Le Bouvet" habe Kapitän-Lieutenant Knorr die Aufforderung zugehen lassen, sich mit ihm in See zu schlagen. Etwas Wahres mußte an der Sache sein, denn die Offiziere wurden in der Kajüte zu einem Kriegsrath versammelt, dessen Beschluß die Mannschaft in der größten Spannung entgegensah.

Ein donnerndes Hurrah verkündete eine halbe Stunde später die Annahme der Herausforderung; Kapitän-Lieutenant Knorr hatte den hingeworfenen Handschuh angenommen. Morgen früh sollte es losgehen und bis dahin galt es, sich vorzubereiten zum Kampf auf Leben und Tod, denn daß man auf beiden Seiten mit der größten Erbitterung kämpfen würde, war jedem

Matrosen klar. Die Handwaffen wurden einer genauen Prüfung unterworfen, die Geschützverschlüsse revidirt, und in später Stunde schrieb man Briefe in die Heimath, um den Lieben noch ein Lebewohl zuzurufen.

Mit Tagesanbruch verließ der Aviso „Le Bouvet" nordwärts steuernd die Rhede von Havanna, ihm folgte die spanische Korvette „Alikante", welche die Neutralität der Küstengewässer wahren sollte, und endlich der „Meteor". Den Mitgliedern des deutschen Klubs, die vom Kai aus herüberwinkten, war es recht bange um's Herz beim Vergleichen des kleinen Kanonenbootes mit dem viel größeren Aviso. Wenn wir nur keine Niederlage erleiden, sagten die Leute.

Auf dem „Meteor" dachte man zuversichtlicher. Ein jeder kannte den Muth und die Umsicht des Kommandanten ebensowohl wie die Wirkung der Krupp'schen Granaten. Zudem war es ja auch nicht anders denkbar, als daß der Tag, an dem Schiff und Mannschaft die Feuertaufe erhielten, ein glorreicher sein würde. Die Franzosen sollten gewahr werden, daß die Deutschen auch zur See fechten konnten.

Fünf Seemeilen von der Küste entfernt, blieb die spanische Korvette liegen, die Grenzlinie bezeichnend, innerhalb welcher nicht gefeuert werden durfte. Kurz darauf auch der Franzose, während der „Meteor" voll Dampf nach Nordost weiter steuerte.

Schlag 8 Uhr feuerte „Le Bouvet" den ersten Schuß auf den Gegner ab; das Geschoß schlug fast eine Seemeile vor dem Ziel in's Wasser. Die Krupp'schen Ringkanonen blieben die Antwort nicht schuldig, sie trugen weiter als die französischen Geschütze, und es wäre ein leichtes gewesen, den Aviso aus großer Entfernung zu vernichten, wenn er seine schwache Seite nicht gekannt hätte. Er mußte dem Kanonenboot baldmöglichst zu Leibe gehen und es zu entern suchen.

Kapitän-Lieutenant Knorr erkannte die Absicht des Feindes und die Gefahr, welche ihm drohte, sofort. Der Aviso hatte doppelt so viel Mannschaft wie er, welche im Stande war, von dem höheren Deck des „Le Bouvet" auf den niederen „Meteor" herunter zu springen und im Handgemenge ihre Uebermacht zur Geltung zu bringen. Es galt also geschickt zu manövriren, damit der Gegner nicht längsseit kommen konnte. Er ging scheinbar auf das Entern ein, schoß aber, als der Aviso herankam, mit voller Fahrt an dessen Steuerbordseite vorbei und begann wieder das Geschützfeuer.

Die Schiffe waren unter dem heftigen Gewehrfeuer ihrer Mannschaften so nahe an einander vorbeigelaufen, daß ihre Takelagen unklar wurden und der Großmast des „Meteor" über Bord stürzte. Das im Wasser hängende eiserne Tauwerk schnürte sich um die Schraube, die Maschine mußte stoppen. Vergebens versuchte man, die Schraube wieder klar zu machen, und sich den Gegner durch einen Kugelregen vom Halse zu halten; der Franzose wollte die Manövrirungsunfähigkeit des feindlichen Schiffes benutzen, um sich ihm längsseit zu legen und kam voll Dampf heran.

„Batterie halt! Enterung abschlagen!" ertönte es von der Kommandobrücke. Die Bedienungsmannschaften verließen die Geschütze, die Heizer die Maschine und stellten sich mit Büchse und Revolver bewaffnet an der Reiling auf. Hochklopfenden Herzens sahen sie den Feind näher und näher kommen, nur die äußerste Kraftanstrengung, die verzweifeltste Gegenwehr konnte sie vor dem sicheren Untergang retten: „Kein Pardon!" so lief es von Mund zu Mund.

Hinter dem geladenen Heckgeschütz stand Feuerwerksmaat Schramm und blickte nach dem Aviso hinüber, der soeben die letzte Wendung machte. Es war „Batterie halt!" kommandirt, aber der Franzose lief gerade durch die Visirlinie. Wenn jetzt —

Mit der Schnelle des Gedankens sprang der Mann hinzu und ergriff die Abzugsleine. Blitz und Schlag — die Granate saß dem feindlichen Schiff in die Breitseite. Die Bordwand durchbrechend, bohrte sich das Geschoß einen Weg in die Maschine, wo es im Aschkasten krepirte und den Kessel zerschmetterte.

An eine Enterung war nicht mehr zu denken, und auf dem „Meteor" waren jetzt alle Hände damit beschäftigt, die Schraube zu klaren, damit man den Franzosen den Rückzug abschneiden und ihn zwingen konnte, die Flagge zu streichen. Aber die Arbeit ging nur langsam von Statten. „Le Bouvet" steuerte unter Segel dem Lande zu, und als sich der „Meteor" zu seiner Verfolgung aufmachte, intervenirte die spanische Korvette, da die Grenze des neutralen Gebietes überschritten war. Man mußte sich damit begnügen, das Feld zu behaupten.

Am Hafen von Havanna hatte sich inzwischen eine enorme Menschenmasse angesammelt, die dem Kanonendonner lauschte, der aus weiter Ferne übers Meer rollte. Alle Chancen des Kampfes wurden erwogen, Vermuthungen geäußert und Wetten abgeschlossen, bis die Mittagszeit herannahte und die Sonne ihre glühenden Strahlen auf die Harrenden herabsandte. Aber sie hielten dennoch Stand und endlich tauchte die Takelage eines Kriegsschiffes am Horizont auf. Flügellahm und arg zerschossen schleppte sich der Aviso auf die Rhede, wo er weit draußen vor Anker ging. Auch die „Alikante" kam in Sicht; wo blieb aber der „Meteor"? Wurde er in den Grund gebohrt oder hatte er die Flucht ergriffen?

Da — es war gegen 1 Uhr — lief er, um das Vorgebirge biegend, ein. Nur sein Fockmast stand noch und auch die Reiling war an verschiedenen Stellen durchlöchert, aber er dampfte so flott an seinem Gegner vorbei und die deutsche Flagge wehte so stolz im Winde, daß man sofort den Sieger in ihm erkannte. Und plötzlich wimmelten die Wanten von Blaujacken, auf der Reiling erschienen Offiziere und Mannschaften, und „Hurrah!" jubelte es über das Meer, tausendstimmiges Echo wachrufend. Dann fiel der Anker und es wurde der Verwundeten gedacht.

Feuerwerksmaat Schramm aber, der den verhängnißvollen Schuß abgefeuert hatte, erhielt 24 Stunden Mittelarrest wegen Nichtbefolgung eines gegebenen Befehls und — das Eiserne Kreuz.

Unter'm Lindenbaum.

Skizze von Ella Geffers.

(Nachdruck verboten.)

„Es ist ein schönes Erntejahr, Frau Baronin, wie wir lange keins gehabt haben. Auf der ganzen Roggenbreite stehen an zweitausend Mandeln und selbst der Hafer auf der Höhenseite, zu dem ich erst gar kein Vertrauen hatte, ist gut bestanden."

Die alte Dame in dem schlichten, schwarzen Kleide und weißen Spitzenhäubchen nickte ihrem Administrator freundlichst zu.

„Ja, ja, lieber Hartung, es ist eine rechte Freude. Aber Arbeit giebt's, viel Arbeit. Ich sorge mich oft um Sie, denn ich weiß, daß sie sich immer mehr zumuthen, als zwei andere Männer ertragen können. Ich werde heute noch Gottlieb sagen, daß er Ihnen alle Tage eine Flasche von dem guten Bordeaux mit hinausschickt, Sie müssen sich in dieser arbeitsschweren Zeit stärken."

„Danke, gnädige Frau, danke. Morgen will ich die Dampfdreschmaschine von Vulkenau herüberholen lassen."

Und dann berechnete Hansjorg Hartung auf dem Papier, wie viel Scheffel Getreide die große Roggenbreite in diesem Jahre liefern würde und wie viel der Weizenschlag. Er machte einen Ueberschlag der Gesammteinnahmen und beide, die alte Dame und der große, breitschulterige, sonnengebräunte Mann, vertieften sich eifrig in ihre Zahlen.

Sie arbeiteten nun schon viele Jahre zusammen und sie waren treue Freunde. In dem hohen, luftigen Gemach mit den schlichten Mahagonimöbeln, und schwarzumrahmten Familienphotographien an den Wänden, war es still, man hörte das Summen von Mücken in den weitgeöffneten Fenstern und den wehmüthigen Walzer einer Ziehharmonika vor den Ställen des Gutshofes, wo die Pferdeknechte Feierabend machten.

„Macht dreißigtausend — macht fünfzigtausend Mark —" rechnete der Administrator halblaut auf dem Papier, bei dem sanften Milchglaslicht der Hängelampe über dem Eßtisch, an dem er eben mit Frau von Dallberg das Abendessen eingenommen hatte.

„Wer kommt denn da?“ horchte die wachsame Hausfrau plötzlich auf.

Man hörte Thüren gehen, es raschelte im Nebenzimmer, jetzt flog die Thür auf, ein alter weißhaariger Diener trat ein.

„Ein Telegramm, Frau Baronin.“

Die feinen Finger der alten Frau zitterten, als sie das schmale gelbe Papier auseinanderriß.

Dann war es einen Augenblick wieder so still im Zimmer, daß man nichts als das todesbange Surren eines Nachtfalters hörte, der an der Lampe sein Leben aushauchte.

„Jutta ist todt,“ kam es lautlos von den Lippen der Greisin und mit starren, thränenlosen Augen reichte sie ihrem Freunde das Papier.

Aber der große, starke Mann kann das Papier nicht fassen, er bricht zusammen.

„Todt, todt! hingemordet!“ stöhnt er wild auf.

Entgeistert sieht ihn die alte Frau an.

In diesem Augenblick enthüllt sich ihr ein Geheimniß; jetzt weiß sie, warum er wie ein Sohn an ihr hängt. Sie beugt sich über ihn und Thränen fallen auf seinen Scheitel.

„Hansjorg, mein Sohn, Du hast Jutta geliebt.“

Er ist jetzt wirklich ihr Sohn.

Er stürzt ihr zu Füßen und drückt sein Gesicht in die Falten ihres Kleides.

Sie legt beide Hände auf sein Haupt und weint.

* * *

Langsam und schweren Schrittes ging Hansjorg Hartung durch den dämmernden Sommerabend in den dunkelschattigen Garten, der das alte Herrenhaus umgab.

Er mußte mit sich allein sein.

Unter den Hängezweigen einer prächtigen Lindengruppe blieb er stehen und setzte sich auf die birkene Gartenbank unter ihren Stämmen.

Die Linden standen in duftschwerer Blüthe und vom Hof her klang immer noch der alte müde Walzer.

Zehn Jahre ist es her. Zehn Jahre sind eine lange Zeit. Lang, furchtbar lang für den, der nicht vergessen kann.

Gerade so ein Sommer wie dieser war es damals, so üppig, so fruchtbar, so voll gluthheißer Tage, rauschender Gewitterregen und blüthenschwüler Nächte.

Die Rosen blühten und die Linden, die ersten Sensen klangen im Korn — da kam sie — ein Kind — ein sechzehnjähriges Kind, mit wilden Locken und lachenden Augen.

Wie sie lachen konnte!

Und was für ein lustiger, leichtherziger Bursche er damals war!

Das war damals, als er über den Döblinger See schwamm und oft stundenlang mit den Schnittern das Getreide mähte, nur um die Kraft seiner Glieder zu bändigen.

Und wie er sie reiten lehrte und sie zusammen die Felder durchstreiften, wie sie auf dem See ruderten und angelten, um müde nach den langen, sonnigen Sommertagen bis tief in die sternenhellen Nächte hinein dort auf der Veranda, unter den Platanen zu plaudern, wenn der Thymian so stark aus dem Grase duftete und die Fledermäuse im Zick-Zackfluge durch die weiche, graue Nachtluft huschten — wie eben jetzt — gerade wie heute — — —

Die Großmutter hatte kein Arg dabei, Jutta war in ihren Augen noch ein Kind.

Dann kam der froheste aller Tage — das Erntefest.

Ja, das war ein Tag! So blitzblau lachte der Himmel und so lustig schmetterte die Dorfmusik, als sie die Erntekrone vor das Schloß brachten.

Da stand sie in ihrem weißen Kleide, neben der Großmutter, mit dem Asternkranz im Haar, und die dunkelrothe Seidenschleife, mit der die Großmagd sie gebunden, flatterte leuchtend von ihrer Schulter.

Wie stolz er sie zum Tanze führte!

Mit welch seligem Rausch er zum ersten Mal die schlanken, weichen Glieder in seinen Armen fühlte, wie er fürchtete, sie zu zerdrücken mit seiner Riesenkraft vor heimlicher Wonne!

Nie, nie wird er ihn vergessen, jenen Abend — wie sie tanzten auf der Scheunendiele, bei qualmenden Oellampen und winselnden Geigen der Dorfmusikanten. Die Blumengewinde dufteten betäubend, in dem heißen, röthlichen Nebel der dunstigen Luft verschwammen schattenhaft die Gestalten der Tänzer um ihn herum, die Musikanten auf der Estrade in ihrer Biergemüthlichkeit, der große Kreis der Zuschauer voll seltsamer Charakterfiguren, alter Bauern und runzliger Weiber, und das dunkle Gebälk der Dachsparren über seinem Haupt.

Er sah nur sie — nichts als die lichte Gestalt und das süße Gesicht unter dem Asternkranz.

Die Burschen juchzten und stampften. Alles drehte sich im Kreise, auch die alten Männer und Weiber versuchten verstohlen in den Ecken noch ein Mal den Walzer, den sie auf ihrer Hochzeit getanzt — da lehnte sie plötzlich matt in seinem Arm, er sah ihr Gesichtchen blaß werden und er führte sie hinaus in die wonnig kühle Spätsommernacht.

Er wollte sie nur hinüber in's Schloß bringen, er trug sie fast, sie war müde und schwindlig — einen Augenblick nur wollte er sie hier auf der Bank ruhen lassen — und wie er sie sanft aus seinen Armen gleiten ließ, sah sie ihn aus großen heißen Kinderaugen so bang und zärtlich scheu an — ihr Köpfchen sank matt an seine Brust — da hatte er sie fast erstickt, in seinen Armen, an seinem Herzen — —

Vom Hof klang das tolle Jubiliren der Fideln, das trunkene Dudeln von Brummbaß und Geigen herüber — der Lindenbaum breitete schützend sein hängendes Gezweig über sie, ein leises Rauschen und Schauern ging über seinen Wipfel, als träume der alte Baum von Lenz und Maienwonne.

Er, er allein hat den Treuschwur gehört, daß sie einst sein eigen sein wollte, als sein liebes Weib.

Und sie wurde das Weib eines Anderen.

Das Weib eines großen Herrn, der Wein, Würfel und Weiber liebte, und die arme süße Blume brach und zertrat.

Wie heißt es doch in dem alten Volkslied? — eine Schnitterin sang es neulich am Brunnen:

„Die Sommernacht unter'm Lindenbaum —
— Zwei Augen blau — es war ein Traum —
Und einsam bin ich geblieben —“

Ohne Adelsdiplom.

Von J. Mielow.

(Nachdruck verboten.)

Herr Ferdinand Kuhlemann war durch den Tod seines Vaters vom Geschäftsführer zum Besitzer eines wohlassortirten Weißwaarengeschäfts in Pasewalk avancirt.

Ihm fehlte jetzt nur noch eine Frau, denn seine alte Mutter wollte ihm die Last des Geschäfts nicht mehr tragen helfen.

Daß Herr Kuhlemann, trotz seiner dreißig Jahre, noch nicht verheirathet war, hatte seinen besonderen Grund.

Er hatte das Unglück gehabt, ein Kommis zu sein und wie ein junger Baron auszusehen, mit seiner hübschen eleganten Figur und dem für einen Mann fast zu fein geschnittenen, blonden Gesicht.

Er fühlte sich immer wie ein halber Baron, wenn er auch ein ganz tüchtiger Geschäftsmann in seiner Branche war, aber die jungen Mädchen seiner Bekanntschaft waren ihm alle viel zu gewöhnlich.

Er hegte eine heimliche Leidenschaft für die „große Dame“, die seiner Meinung nach einzig und allein seiner Persönlichkeit entsprach, aber da er noch keine Baronin oder Gräfin gefunden hatte, die gern Frau Kuhlemann geworden wäre, blieb er ledig.

„Nante, Du mußt heirathen“, sagte die Mutter in jedem Jahr dreihundert und fünf und sechzig Mal.

Endlich faßte Nante drei Monate nach dem Tode des Vaters einen großen Entschluß.

„Mutter,“ sagte er eines Tages, „ich reise in's Seebad. Jeder anständige Mensch reist um diese Jahreszeit in's Seebad und erstens kann ich mir das jetzt wohl gönnen, zweitens brauche ich eine Erholung und drittens finde ich dort vielleicht eine Frau.“

„Hm, hm,“ machte die Mutter und schüttelte bedenklich den Kopf dazu, aber Nante reiste wirklich nach drei Tagen ab.

Er fuhr über Stettin und kleidete sich dort ganz neu ein. Als er sich darauf auf dem Dampfer einschiffte in dem neuen englischen Jaquet-Anzug, gelben Strandschuhen und kleidsamen dunkelblauen knock about, von der Kravattennadel bis zum Zipfel des Taschentuches nach der neuesten, englischen Mode gekleidet, mit einem eleganten Lederkoffer, Reisedecke, sammt schottischem Plaid und funkelnagelneuen Havelock im Lederriemen und weder Geldtasche, Krimmstecher noch Bädecker fehlten, kam er sich wirklich wie ein junger Lord vor.

Der Aufenthalt in dem schönen Ostseebade Binz gestaltete sich höchst angenehm und bot für Jemand, der noch nicht weit über die Grenzen der guten, vaterländischen Mark hinausgekommen war, viel des Neuen und Reizvollen.

In der ersten Zeit vergaß Ferdinand über den Genüssen des ungewohnten Hotel-Komforts und des amüsanten Strandlebens ganz den höheren Zweck seiner Reise, das Suchen einer passenden Lebensgefährtin. Erst als er ganz heimisch und sicher in all dem Fremden, Neuen geworden war, und sich in Phantasie und Wesen vollständig in die Rolle des „großen Herrn“ hineingelebt hatte, für den er gern gehalten sein wollte, fing er an, sich dessen zu erinnern.

Es gab nun zwar genug hübsche und elegante Frauen in Binz, aber die Sache, eine künftige Frau Kuhlemann unter ihnen zu finden, hatte doch große Schwierigkeiten.

Er war klug genug gewesen, im Anfang keine Bekanntschaften zu machen und eine große Zurückhaltung zu beobachten, trotz der vielen verlangenden, wohlgefälligen Blicke, die ihm täglich und überall von Familienmüttern und heirathsfähigen, jungen Damen gespendet wurden.

Er gefiel sich ungeheuer in der Rolle vornehmer Reserve, mit dem entzückenden Bewußtsein, für einen Lord oder Baron gehalten zu werden, es wäre wirklich schade gewesen, diesen Nimbus beim Publikum zu zerstören und sich eines Tages als Herr Kuhlemann aus Pasewalk, Inhaber eines Weißwaarengeschäfts, vorzustellen.

Der Kellner im Strandhotel redete ihn immer „Herr von Kuhlemann“ oder sogar „Herr Baron“ an. Dieser Kellner war wirklich ein ganz vortrefflicher Mensch, es war erstaunlich, wie viel Einsicht und Anstand er besaß!

Die Hälfte seines Badeaufenthalts war bereits um, als er eines Tages eine Dame am Strande erblickte, die ihm ausnehmend gefiel. Unzweifelhaft war sie eine Aristokratin, eine Dame der vornehmen Welt.

Allein und träumerisch blickte sie von ihrem Strandsessel aus auf das Meer; eine Eleganz und Grazie lag über der feinen, schlanken Gestalt in dem sandfarbenen Staubmantel mit dem weichen, einfachen Filzhütchen, die „Baron Kuhlemann“ förmlich in Extase versetzte.

Sie war keine auffallende Schönheit, aber ihre Gesichtszüge hatten dieselbe Anmuth wie ihre Gestalt.

Ferdinand hatte Glück. Als sie sich erhob und die Strandpromenade hinunterging, ließ sie einen Handschuh auf ihrem Platz zurück. Einen entzückenden kleinen dänischen Handschuh, an dem ein berauschend feines Parfüm hing.

Er eilte ihr nach und wollte ihr den Handschuh mit einer wundervollen, schwungvollen Ansprache überreichen, aber Auge in Auge mit der überraschten vermeintlichen Gräfin oder Baronin, stammelte er nur befangen: „Gestatten Sie — meine Gnädigste — ich — der Handschuh — Sie haben —“

„Ah, mein Handschuh,“ unterbrach ihn die Gnädige mit einem allergnädigsten Lächeln, „diesmal habe ich wirklich mehr Glück! Denken Sie, ich habe erst gestern ein Buch am Strand verloren, ich bin wirklich unverzeihlich nachlässig!“

„Haben sich gnädige Frau nicht auf dem Polizei-Fundbureau gemeldet?“ fragte jetzt Ferdinand muthig. Und damit war die Bekanntschaft gemacht.

Die gnädige Frau hatte sich nicht gemeldet, er erbot sich, sofort die nöthigen Schritte für sie zu thun und schließlich gingen sie zusammen.

Ein förmlicher Wonnerausch faßte den beglückten Nante, als er nun endlich ein Mal an der Seite einer „großen Dame“ dahinschritt und er staunte über sich selbst, wie gut es ihm gelang, sich wie ein Gleichgestellter zu benehmen und mit unbefangener Sicherheit zu konversiren.

Nur etwas lag ihm schwer auf der Seele: Die Vorstellung! Er mußte sich vorstellen, selbst die Damen in Pasewalk würden einem Herrn in der Ressource und im kaufmännischen Vereins-Tanzkränzchen sofort den Rücken drehen, wenn er diese erste, gesellschaftliche Pflicht verabsäumte — aber ach, wie schwer fiel es ihm, dieser Dame, die ihn wie einen Standesgenossen behandelte, als „Kuhlemann“ zu offenbaren, schlicht und bürgerlich, „Kuhlemann!“

Sie bekamen wirklich das Buch zurück auf dem Polizeibureau und die Gnädige war ihm so überaus dankbar. Sie schlenderten noch eine entzückende halbe Stunde am Strande umher, er erfuhr, daß sie im Ostsee-Hotel wohne, daß sie allein in Binz sei und ihren Gatten nach nur halbjähriger Ehe, vor vier Jahren verloren habe — sonst war sie ziemlich reservirt über ihre Familien- und anderen Verhältnisse.

Endlich, nachdem er sie bis an die Pforten ihres Hotels zurückbegleitet hatte, kam mit dem Moment des Abschieds die zwingende Nothwendigkeit der Vorstellung, wenn er Ansprüche auf die Fortsetzung dieser Bekanntschaft machen wollte.

Schon verneigte sie sich mit einem graziösen Lächeln, er fühlte ihren fragenden Blick und stammelte — es war die erste große Lüge seines Lebens — nicht geplant, nicht beabsichtigt, aber wie unter einem moralischen Zwang:

„Gestatten Sie, meine Gnädigste, mein Name: von Kuhlemann.“

Er war erschrocken, als es heraus war.

Gewiß, er hatte sich nur versprochen, weil der Kellner ihn stets so nannte!

„Ich habe mich sehr gefreut, Herr von Kuhlemann, Ihre Bekanntschaft zu machen, ich heiße Frau von Stierling.“

Sie reichte ihm die feinen Fingerspitzen und verschwand in ihrem Hotel.

Berauscht und beklommen zugleich kehrte Ferdinand nach dem Strandhotel zurück.

Er machte sich Skrupel und doch konnte er vor Freude kaum den nächsten Tag erwarten.

Und nun kam für ihn eine Reihe von glücklichen Tagen.

Bald war er von Morgen bis Abend in der Gesellschaft seiner angebeteten Frau von Stierling, die ihm mit jedem Tage liebenswürdiger und unwiderstehlicher erschien.

Stundenlang saßen sie zusammen am Strand, promenirten auf den Dünen, machten Ausflüge in den nahen, herrlichen Buchenwald oder mit dem Dampfer, und eines Tages konnte es ihm kein Geheimniß mehr bleiben, daß er ebenso geliebt wurde, wie er liebte.

Die reizende Frau wurde stiller, befangener, zuweilen sogar schwermüthig, je näher die Trennung kam und ihre Blicke, die anfingen, ihn scheu zu meiden, zeigten eine verschleierte, zärtliche Sehnsucht.

Er wußte, was sie von ihm erwartete und o! wie gern hätte er ihr auf den Knieen das Geständniß seiner Liebe gemacht, aber zwischen ihm und ihr gähnte der schwarze Abgrund der Lüge.

Es gab keine Brücke, die hinüberführte, denn das Geständniß seiner Schuld mußte sie ja erst recht für ewig von ihm trennen.

Sie wußte von ihm nur, daß er mit seiner alten Mutter in Pasewalk lebe. Die Reserve, die sie selbst über ihre Verhältnisse beobachtete, legte ihr den Zwang auf, auch ihm gegenüber sehr diskret mit Fragen zu sein und wie unter einem unbewußten Einverständniß hatten sie wenig von der Vergangenheit geredet. Die Gegenwart war so überaus angenehm und bot erschöpfenden Stoff.

Ferdinand kämpfte einen furchtbaren, einen entsetzlichen Seelenkampf, aber am folgenden Morgen war er ohne Abschied heimlich abgereist und Frau von Stierling erhielt einen Brief, der ihr mit erschütternden Worten sagte, daß ein grausames, qualvolles Schicksal ihn auf ewig von ihrer Seite reiße und daß er mit gebrochenem Herzen sein Leben einsam beschließen würde.

Er war sogar am Abend vorher allein in einem Boot auf das Meer hinausgefahren, mit dem großartigen Entschluß, scheinbar zufällig zu verunglücken, aber er kam wohlbehalten zurück, mit dem Einsehen, daß es doch noch besser sei, gebrochenen Herzens in Pasewalk Weißwaaren zu verkaufen, als am Binzer Strand von den Fischen gefressen zu werden.

So traf er eines Tages wieder in Pasewalk ein, aber seine Mutter hatte wenig Freude an ihm. Er hatte immer noch keine Frau und sie kannte ihn kaum wieder, so trübselig und schwermüthig war er geworden.

Eines Tages, kurz nach seiner Rückkehr, stand er hinter dem Ladentisch und verkaufte fertige Wäsche an eine gute Kundin.

Er hielt gerade zur Ansicht hübsche, gestickte Beinkleider ausgebreitet gegen das Licht und pries geschäftsmäßig ihren Werth, als etwas hastig die Ladenthür aufgestoßen wurde und — er hätte in den Fußboden versinken mögen — Frau von Stierling vor ihm stand.

Entgeistert, sprachlos starrte er sie an, aber sie überhäufte ihn nicht mit Zorn und Verachtung, nein, sie streckte ihm beide Hände entgegen, mit einem kleinen Jubelschrei und die hellen Thränen liefen ihr die blassen Wangen herab.

„Habe ich Sie wieder? Habe ich Sie endlich wieder?" rief sie, als sie allein mit ihm war.

„O mein Gott, Sie brauchen nicht vor mir davonzulaufen — dem Himmel sei Dank, daß Sie nicht „Herr von Kuhlemann" sind, nicht der große Herr, für den ich Sie hielt — ich bin ja auch nichts als eine Lehrerin — ich bin Gouvernante — Sie haben sich in mir getäuscht — ach, und ich hatte nicht den Muth, Sie aufzuklären — ich fürchtete Sie zu verlieren — Sie böser, böser Mensch, warum liefen Sie ohne Abschied davon?"

So klang es zwischen Weinen und Lachen, die Kundin und die gestickten Höschen waren vergessen, ein glückseliges Paar lag sich in den Armen.

Sie hatten sich beide aus demselben Grunde Komödie vorgespielt.

Melanie Stierling hielt Nante Kuhlemann ebenso für einen großen Herrn, wie er sie für eine vornehme Dame und sie konnte ebenso wenig der Versuchung widerstehen, ihn in dieser Täuschung zu erhalten.

Als sie Ferdinands Abschiedsbrief erhielt, war sie sofort entschlossen, dem bösen Schicksal nachzuforschen, das ihn zu diesem Schritt trieb, denn seiner Liebe war sie sicher.

Sie folgte ihm nach Pasewalk und ruhte nicht eher, als bis sie sein Geheimniß entdeckt hatte, was in der kleinen Stadt nicht allzu schwer war.

Ihr Glück kannte keine Grenzen bei dieser Entdeckung, denn sie hatte ebenso schwer unter der Täuschung gelitten, wie Ferdinand.

Nach wenigen Wochen gab es eine fröhliche Hochzeit und Herr und Frau Kuhlemann wurden auch ohne Adelsdiplom ein glückliches Paar.

Profit!

Von Theo Seelmann.

Prosit! Prosit! Prosit! Wie oft erklingt nicht dieser freudige Zuruf beim fröhlichen Gelage und wie oft holt sich trotzdem Dieser oder Jener von seiner Vorliebe für den schäumenden Gerstensaft einen kleinen Knacks, der ihm für lange Zeit zu schaffen macht. Wenn auch das Trinken keine Kunst ist, so will es doch immerhin gelernt sein, d. h. es sind auch bei ihm gewisse Regeln zu beobachten, damit uns der Biergenuß nicht schadet, sondern, wie wir es wünschen, gut bekommt. Das Letztere herbeizuführen, dazu seien zum Nutz und Frommen aller Gambrinusverehrer einige Winke gegeben.

Das erste Erforderniß für die Bekömmlichkeit des Biertrinkens ist und bleibt Mäßigkeit. Es ist nur dabei die Frage, was man unter Mäßigkeit versteht. Die Zahl derjenigen ist nicht gering, welche glauben, wenn sie den Tag über oder bei der Abendsitzung vier bis fünf Schoppen genehmigen, mäßig zu sein. Und in der That, vier oder fünf Schoppen sind ja für einen einigermaßen bierfesten Mann durchaus keine Leistung, durch die er sich in jenen sorgenlosen Zustand hinübertrinkt, den man als Rausch bezeichnet. Demnach liegt es nahe, einen solchen Konsum immer noch als mäßig anzusehen. Läßt man aber diesen persönlichen Maaßstab bei Seite und betrachtet die Sache von dem wissenschaftlichen Standpunkt, dann gewinnt schon der Genuß dieser Biermenge eine ganz andere Bedeutung. Der wirksame Bestandtheil des Bieres und der anderen sogenannten geistigen Getränke ist der Alkohol. Es kann daher für die Zuträglichkeit eines Bierquantums auch nur sein Gehalt an Alkohol in Betracht kommen. Einige vergleichende Zahlen dürften aber nun für manchen Biertinker keine geringe Ueberraschung in dieser Beziehung bringen. Der Alkoholgehalt des Cognacs beläuft sich durchschnittlich auf 55 Prozent, derjenige des gewöhnlichen Branntweins auf 45—50, während die meisten Weinsorten 8—10 Prozent Alkohol enthalten. Beim Bier schwankt der Alkoholgehalt zwischen 4 und 5 Gewichts-Prozent. Es erscheint daher als ziemlich harmlos. Doch dieser Schein ist trügerisch. Denn berechnet man den Alkohol von 4—5 Schoppen eines leichten Schankbieres, so ergiebt sich, daß in ihnen ebensoviel Alkohol enthalten ist, als in einem halben Schoppen Branntwein.

Es hat mit der Mäßigkeit also zuweilen seine gewissen Aber. Wir sind zudem nicht zu allen Zeiten gegen das schäumende Maaß gleich widerstandsfähig, haben wir einen größeren Spaziergang zurückgelegt, ehe wir in das Restaurant einfallen, dann kann uns auch ein Schoppen über das gewöhnliche Maaß nichts schaden. Sind wir dagegen aufgeregt, geistig oder körperlich überanstrengt, bekümmert und niedergedrückt, so kann uns schon ein Bruchtheil des sonstigen Bierkonsums zu Boden werfen. Alle diese Verhältnisse sind von dem zu berücksichtigen, der zwar gern ein Gläschen zu sich nimmt, aber dabei seine körperliche Frische und seine Leistungsfähigkeit bewahren will. Namentlich für alle geistige Arbeit ist eine strenge Enthaltsamkeit durchaus nöthig. Wer daher für den Nachmittag an seine Geisteskräfte noch erhebliche Anforderungen zu stellen hat, der lasse den Frühschoppen, wenn auch der goldgelbe Trunk noch so lieblich winkt.

Ueber den Zusammenhang zwischen Schaffenskraft und Biergenuß hat der unlängst verstorbene, berühmte Physiker Helmholz gelegentlich der ihm bereiteten Feier im Jahre 1891 ein bemerkenswerthes Bekenntniß gethan. „Da ich ziemlich oft", sagte er, „bei meinen Arbeiten in die unbehagliche Lage kam, auf günstige Einfälle harren zu müssen, habe ich darüber, wann und wo sie mir kamen, einige Erfahrungen genossen, die vielleicht anderen noch nützlich werden können. Meine Einfälle schleichen oft genug still in den Gedankenkreis ein, ohne daß gleich von Anfang an ihre Bedeutung erkennbar ist. In anderen Fällen treten sie plötzlich ein, ohne Anstrengung wie eine Inspiration. Soweit meine Erfahrung geht, kamen sie nie dem ermüdeten Gehirn und nicht am Schreibtisch. Oft waren sie wirklich den Versen Göthes entsprechend, des Morgens beim Aufwachen da; besonders gern aber kamen sie bei gemächlichem Steigen über waldige Berge in sonnigem Wetter. Die kleinsten Mengen alkoholischen Getränkes schienen sie zu verscheuchen."

Unser gesellschaftlicher Verkehr bringt es nur zu oft mit sich, daß wir selbst gegen unseren Willen größere Mengen von der prickelnden Gambrinusgabe genießen müssen als wir sonst gewöhnt sind. Da ist dann das einzige probate Gegenmittel, um etwaigen üblen Folgen vorzubeugen, regelmäßiges Essen. Wem ein größeres Gelage für den Abend in Aussicht steht, der nehme zuvor eine kräftige Mahlzeit zu sich, er lege ert ordentlich, wie der Ausdruck lautet, vor. Und dasselbe Rezept ist empfehlenswerth während der Kneiperei. Ein hin und wieder eingenommener Happen, ein Soolei, eine Salzbretzel, einige Rettigscheiben leisten vortreffliche Dienste. Ganz verkehrt ist das Nichtessen vor dem Trinken. Wenn der Magen leer ist, so kommt der Alkohol des Bieres in unmittelbare Berührung mit den Magennerven und reizt sie übermäßig, sodaß dadurch eine störende Rückwirkung auf den ganzen Organismus herbeigeführt wird. Die Magennerven werden schließlich bei einer öfteren Wiederholung dieses Verhaltens so abgestumpft, daß sie gar nicht mehr nach Speise verlangen und schwere Ernährungsunregelmäßigkeit die Folge sind. Essen wir aber vor und bei dem Trinken, so wird die Verdauungsthätigkeit des Magens angeregt und der vorhandene Speisebrei giebt zugleich einen Schutz gegen den Alkohol ab.

Soll das Bier bekommen, so muß es natürlich frisch sein. Leider ist das nicht immer der Fall und der berüchtigte „Nachtwächter“ wird uns oft genug mit dem freundlichsten Gesicht angeboten. Die Frische des Bieres beruht auf seinem Gehalt an Kohlensäure. Je mehr von seiner Kohlensäure entwichen ist, desto schaler schmeckt es und desto abgestandener ist es. Unsere Zunge können wir aber nur als Prüfungsinstrument für die Güte des Bieres benutzen, wenn wir davon trinken, und dann ist es in der Regel für die Zurückgabe des matten Bieres zu spät. Es wird daher für einen jeden Biertrinker ein erfreulicher Fingerzeig sein, wenn er in die Lage versetzt wird, schon durch den bloßen Anblick die Trinkbarkeit des Gerstensaftes zu erkennen. Während das Bier aus dem Hahn in den Schoppen fließt, werden Luftbläschen mitgerissen, die für einige Augenblicke das Bier trüben. Verschwindet diese Trübung unter einer wogenden Bewegung bald, so ist der Kohlensäuregehalt des Bieres noch ausreichend. Fehlt aber die wogende Bewegung und die Trübung weicht nur allmählich, dann darf man versichert sein, daß der „Stoff“ Mangel an Kohlensäure hat und unschmackhaft ist. Die Zurückgabe an den werthen Herrn Wirth zur eventuellen eigenen Verwendung ist hier ein völlig berechtigter Akt der Selbsthülfe.

Viel zu wenig Aufmerksamkeit wird allenthalben den Gefäßen geschenkt, aus denen wir in den Restaurants unser Bier trinken. Ob man sich für ein Glas oder einen Krug entscheidet, ist zum größten Theil Geschmackssache, dafür sollte sich aber ein jeder Biertrinker, der ein Lokal regelmäßig besucht, ein bestimmtes Gefäß, einen Stammschoppen, halten. Man braucht gar nicht so weit zu gehen, daß man eine Uebertragung von gewissen ansteckenden Krankheiten durch die Benutzung der Gläser oder Krüge, die nach einer meist sehr oberflächlichen Spülung von Mund zu Mund gehen, befürchtet, obgleich die Möglichkeit hiervon zugestanden werden muß, — sondern man braucht sich nur daran zu erinnern, daß ein jedes Glas eines Gastes in einem und demselben Behälter nach einer jedesmaligen Leerung ausgespült wird, und daß an einem jedem Glas Schleimtheilchen und Speicheltheilchen hängen, die sich in dem Spülwasser ansammeln! Von diesem Spülwasser bleibt immer eine Anzahl von Tropfen in dem Glase, das nach der Ausspülung gefüllt wird. Gewiß ist der ganze Hergang nicht appetitlich. Wer dagegen einen eigenen Stammschoppen besitzt, aus dem nur er allein trinkt, für den genügt es, wenn das Gefäß nur einmal zum Beginn und nach Schluß der feuchten Sitzung gründlich ausgespült wird. In den Zwischenpausen, wo das Glas von neuem gefüllt wird, ist eine jedesmalige vorherige Ausspülung nicht nöthig, denn das Gefäß kehrt ja immer wieder nur zu seinem Besitzer zurück. Es ist hier ausreichend, wenn der letzte kleine Rest einfach ausgeschüttet wird.

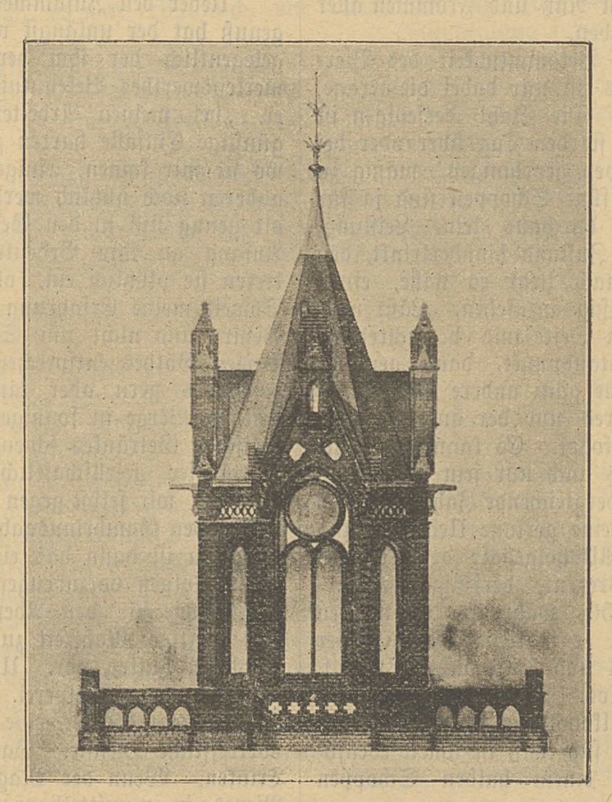
Wenden wir uns schließlich zu jener gefürchteten Erscheinung, die noch keinem Gambrinusverehrer erspart sein dürfte, dem „Katzenjammer.“ Was ist gegen den Katzenjammer zu thun? Zunächst sei entschieden abgerathen von der Bekämpfung durch Antifebrin, Antipyrin, Phenacetin u. s. w. Diese Mittel sind zwar schon oft gegen den Kater mit Erfolg gebraucht worden, sie zeitigen aber nicht selten Nebenwirkungen, die um Vieles schlimmer als das vertriebene Uebel sind. Man beschränke sich vielmehr, abgesehen von einer Anregung des Magens durch eine geeignete Speise, auf Zweierlei. Vorerst reinige man, wenn man des Abends nach der Kneiperei in seiner Behausung angelangt ist, sorgfältig durch Ausspülungen und Zähneputzen die Mundhöhle. Diese Vornahme wird schon, da sie uns den faden Geschmack im Munde nimmt, der Entstehung des Katers entgegenarbeiten. Stellt er sich aber trotzdem am andern Morgen ein, dann entschließe man sich zu einer kalten Douche, die fast stets von Erfolg ist.

Je vorsichtiger man bei einem Genuß zu Werke geht, desto länger erfreut man sich desselben. Dies gilt auch vom Biertrinken, das ja auch ein Genuß sein soll.

Von der Posener Provinzial-Gewerbe-Ausstellung.

Zu den zierlichsten Bauten im Park der Posener Provinzialgewerbe-Ausstellung gehört unzweifelhaft der im Rohbau ausgeführte Pavillon der Thonwerke Ludwigsburg bei Moschin (Besitzer M. Perkiewicz.) Er ist in der „Posener Zeitung“ wiederholt erwähnt worden, verdient es aber wohl, gleich andern Baulichkeiten der Ausstellung hier im Bilde vorgeführt zu werden. Der Pavillon hat bekanntlich die Form einer Kapelle und ist durchgängig aus eigenen Fabrikaten der ausstellenden Firma aufgeführt. Besonders die hohen, mit schlankem Maßwerk verzierten Fenster machen einen vortrefflichen Eindruck. Im Innern der Kapelle sind die sonstigen Fabrikate der Firma zur Ansicht gestellt, bestehend in stahlblauen und grauen Klinkern, Thonsteinen, Drainröhren, Verblendsteinen, Schornstein-Radialsteinen, weiter in allen Arten von Formsteinen nach bekannten Normalprofilen wie auch in beliebigen, außergewöhnlichen Formen und Größen und endlich in „Verblendplättchen“ mit auf der Rückseite kegelförmigen, nach dem Innern des Steines zu sich erweiternden Mörtelrinnen.

Bei dieser Gelegenheit sei über den Betrieb der genannten Thonwerke Einiges mitgetheilt. Sie liegen etwa 20 km von Posen und kaum 1 km vom Bahnhof Moschin entfernt am Fuße eines Höhenzuges, dessen theilweise idyllisch-schöne Punkte mit seinen Seen und Forsten bekanntlich einen beliebten Ausflugsort für die Stadt Posen und Umgegend bilden. Dieser Höhenzug nun liefert den Perkiewicz'schen Werken das erforderliche Rohmaterial in bedeutender Mächtigkeit, bestehend aus einem größtentheils roth, anderntheils gelb sich brennenden Thon. Dieser wird zur Winterzeit im Tagebau gewonnen, an Ort und Stelle gesondert und behufs guter Ueberwinterung auf die etwa 10 bis 15 m über den Fabrikationsstätten liegenden Schachtplätze geschafft.



Pavillon der Thonwerke Ludwigsburg bei Moschin.
(Besitzer M. Perkiewicz.)

Zwecks weiterer Verarbeitung muß die Thonmasse einer „Magerung“ bis 20 Proz. unterworfen werden welch letztere der theils in geringerer, theils in stärkerer Schicht auf dem Thon lagernde, reine, scharfe Sand liefert, soweit nicht Ziegelmehl (Chamotte) in Anwendung kommt. Von den Schachtplätzen aus gelangt dann das Rohmaterial auf Kipplowrys vermittelst „Bremsberg“ auf schiefer Ebene theils direkt nach den über den Preßräumen liegenden Walzenräumen, theils in Sümpfe, von denen eine größere Anzahl vorhanden ist. Behufs weiterer Verarbeitung des Materials zu den oben erwähnten Fabrikaten sind vier Walzwerke, drei Pressen, ein Desintegrator und eine Kugelfallmühle mit Elevator vorhanden. Zwei Elevatoren befördern die Rohprodukte nach den um die Oefen belegenen Trockenräumen, welche, da die Anlagen Sommer und Winter in Betrieb stehen, mit Luftheizung ausgestattet sind. Umfangreiche Trockenschuppen fehlen ebenfalls nicht. Alles in allem eine bemerkenswerthe Fabrikanlage.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.